Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 1 (1945)

Artikel: Ein friedlicher Sprachenkampf

Autor: Camenisch, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971858

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN FRIEDLICHER SPRACHENKAMPF

Von *Carl Camenisch, Ftan*

Im Jahre 1616 stand vor dem Bundstage in «Alt Fry Rätia» ein venezianischer Edelmann und bat unter Tränen um eine Allianz der Drei Bünde mit seiner Vaterstadt. Venedig war in einer schlimmen Lage. Fast ganz umgeben von den Habsburgern, seinen Todfeinden, und deren Verbündeten, suchte es Hilfe bei Zürich und Bern. Allein diese konnten nur durch die Täler Graubündens und über die Pässe des Engadins und Veltlins ihre Truppen senden, und die von Österreich und Spanien bearbeiteten Bündner wollten ihnen den Durchpaß nicht gestatten. Da tat der stolze Gesandte der stolzen Adria etwas, das ihn viel Überwindung kostete: Er reiste von Dorf zu Dorf, lud die Wortführer zu einem Trunk ins Wirtshaus ein, trank ihnen zu, unterhielt sich mit ihnen, so gut es ging, sang das Loblied der bella Venezia und überschüttete die Bündner Bauern mit Schmeicheleien und Dukaten. Aber es war umsonst. Die Bünde verwarfen das Bündnis, und Padovino mußte ohne Erfolg, mit leerem Beutel und einem vom vielen Bescheidtrinken verdorbenen Magen das Land verlassen: Venedig hatte Gold gesät und Dornen geerntet. Der erzürnte Nobile goß nun die ganze Schale seines Zornes auf das rätische Land und Volk aus, das er ein «labirinto di mille errori, forse senza esempio antico o moderno» nennt, und dabei vergißt er auch die Sprache der romanischen Bündner nicht: «Wirklich eine ganz verteufelte Sprache, schwer zu sprechen und zu verstehen und ganz schwer und beinahe unmöglich zu schreiben, da sie aus verschiedenen Sprachen zusammengestückt ist», nennt er sie in seinem Ärger.

Mit diesem italienischen Urteil, das wir dem auf weiche Laute gestimmten Ohre des verwöhnten Venezianers nicht übel nehmen wollen, stimmt ein deutsches aus jener Zeit überein. Der Verfasser einer um

die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Frankfurt a. M. gedruckten Beschreibung der ganzen Welt mit dem schwülstigen Titel «Orbis lumen et Atlantis juga tecta et retecta» nennt die Sitten der Bündner wie ihre Sprache rauh und böse. «Ihre beyde Sprachen, Deutsch und Italiänisch sind böse, die Deutschen nennens Churwelsch», und dann bringt er zum Beweis die romanische Übersetzung des «Unser Vater», die allerdings nicht genau ist und mit der damals gesprochenen Sprache sich nicht deckt. Es darf uns das auch nicht wundern, da seine Unkenntnis ja nicht einmal einen Unterschied zwischen dem Bündner Italienisch und Romanisch macht. Die Sprache der Bündner und ihre Berge sind ihm ein Greuel, und zur Bekräftigung seines Verdiktes über die hochmütigen Bewohner, die aber mit all ihrem Freiheitsstolz so arm seien, daß sie das Leben gering achteten, zitiert er den Ausspruch eines Franzosen, der von ihnen sagte: «O vallées de misère et montagnes d'orgueil! Bien heureux ceux qui ne l'ont vu et l'ont cru!»

So mochte mancher denken, der die romanische Sprache reden hörte und nicht verstand. In den Hochtälern aber freuten sich die Bündner ihres väterlichen Erbes, und als Johannes Travers, der rätische Dante, der dem Mars und den Kamönen diente und das Schwert wie den Dichterkiel zu führen wußte, die romanische Sprache zur lingua scripta machte und die Reformatoren des Engadins die Psalmen Davids, die Evangelien und Briefe des neuen Testaments und die deutschen Volksschauspiele von den biblischen Helden und Heldinnen und dem Schützen Tell ins Idiom ihrer Vorfahren übersetzten, da war ihre Sprache in ihren Augen so gut und edel als irgendeine andere.

Der Kampf, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Südostecke Graubündens umtoste, galt der Religion und der politischen Freiheit nicht weniger als der Muttersprache. Den Sendlingen Österreichs, den Kapuzinern, war die ketzerische Religion der Engadiner nicht minder verhaßt als ihre romanische Sprache. Allein diese fühlten, schon bevor La Fontaine es aussprach, daß die Muttersprache die Seele eines Volkes sei und waren bereit, wenn es sein mußte, dafür ihr Herzblut zu geben. Und sie siegten: die Inquisition konnte wohl die romanischen Bücher verbrennen, die Sprache konnten die Kapuziner ihnen aber ebensowenig konfiszieren wie ihren protestantischen Glauben.

Zwar war der Kreis der rätoromanischen Sprache klein geworden. Von den romanischen Tälern in Österreich trennten sie die deutschen Tiroler, die Politik und der Glaube. Im Prätigau ging der Germanisierungsprozeß mit Riesenschritten vorwärts. Das Schanfigg und das

Churer Rheintal waren längst abgefallen, und der Walensee (der Wälschen See) hörte an seinen Ufern nur noch die deutsche Zunge. Heute erinnern nicht nur die Ortsnamen, sondern auch manche Dialektausdrücke in ganz germanisierten Gegenden daran, daß es nicht immer so war. Der junge Churer zum Beispiel spielt nicht mit Klötzli, sondern mit Tötschli; fragt man ihn aber, ob er ün töch d' paun (ein Stück Brot) zum Marenden wolle, dann versteht er nur das Verbum, und doch ist «marend» oder, wie alte Schanfigger noch sagen, «z'ottafan» (das mittelalterliche octava hora) nicht minder romanisch als das Wort töch.

Während die von Zürich ausgehende Reformation diesseits der Berge die romanische Sprache durch die deutschen Prädikanten und deutschen Bücher immer mehr zurückdrängte und verschwinden ließ, so daß sie sich heute hauptsächlich auf die katholischen Dörfer beschränkt, bewirkte die unter südlichem Einfluß stehende Refuorma im Engadin und bei seinen Nachbarn das Gegenteil durch die vielen romanischen Lehr- und Erbauungsbücher.

Im 18. Jahrhundert machte im Engadin als offizielle Sprache das Italienische dem Romanischen das Feld streitig. Das Protokoll der Gerichtsgemeinde des Oberengadins vom Jahre 1751 spricht nämlich von einem Antrag auf Einführung der italienischen Sprache, der dann allerdings abgelehnt wurde. Um was es sich eigentlich handelt, geht aus den kurzen Notizen nicht hervor. Die gesprochene romanische Sprache sollte sie wohl kaum ersetzen, möglicherweise aber die geschriebene verdrängen. Daß der Nützlichkeitsstandpunkt im 18. Säkulum eine hervorragende Rolle spielte, ist ja bekannt; bekannt ist auch die rege Auswanderung der Engadiner nach Italien, besonders nach Venedig, und so läßt sich vielleicht der merkwürdige Antrag von da aus erklären. Vielleicht handelt es sich auch darum, das tote Latein durch eine praktischere Sprache zu ersetzen. Die lateinische Sprache spielte nämlich vor Zeiten im Engadin eine große Rolle; das beweisen die vielen lateinischen Ausgaben Ciceros und anderer Römer, eines Erasmus und der übrigen Humanisten, die man heute noch im Tale findet. Fast alle Urkunden, öffentliche und private, sind bis ins 18. Säkulum hinein lateinisch geschrieben und zwar schrieben die Notare ein sehr elegantes Latein, das zur Evidenz beweist, daß sie sich an Cicero herangebildet haben.

Im 9. Jahrhundert noch war man in Rätien mit der lateinischen Sprache allgemein so vertraut gewesen, daß der Bischof Remigius verordnen konnte, die Priester sollten das lateinische Strafgesetzbuch von

Zeit zu Zeit der versammelten Landsgemeinde vorlesen. Das war nun wohl mit der Zeit anders geworden, und den Engadinern nützte das Italienische mehr als die Sprache der Römer. Möglicherweise wurde direkt von der Landesregierung ein Druck auf die romanischen Gegenden ausgeübt; denn um dieselbe Zeit senden die «Herren Häupter» dorthin nur italienische Instruktionen und Korrespondenzen. Daß aber das Volk seiner Muttersprache nicht untreu werden wollte, geht wohl schon daraus hervor, daß im Engadin bereits im Jahre 1700 eine romanische Zeitung, die «Gazetta ordinaria da Scuol», erschienen war.

Gegen Ende des Jahrhunderts waren für die verachtete romanische Sprache wieder bessere Zeiten gekommen. Einem Engadiner, der allerdings den größten Teil seines Lebens im Auslande zugebracht und dessen Name einen guten Klang hat in der Gelehrtenrepublik, war es vergönnt, die romanische Sprache und die Leute, die sie sprachen, aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzuziehen und sie der Zeit der Aufklärung zu zeigen, die ja an so manchem wieder Interesse fand, worüber die barocken Menschen im satten Bildungsstolze kurz vorher noch die Nase gerümpft hatten.

Joseph Planta von Süs, dessen Vater, der Pfarrer der deutschreformierten Kirche in London war, ihn von jung auf zum Studieren der romanischen Sprache in Wort und Schrift angehalten hatte, war Bibliothekar des British Museum in London und seit 1774 Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Seine Abhandlung über die romanische Sprache machte bei den Gelehrten von ganz Europa gewaltiges Aufsehen; denn indem Planta der fränkischen Sprache der Straßburgereide seine romanische Muttersprache an die Seite stellte, erweckte er bei den Philologen nicht geringes Interesse für die bisher so unbekannte und hintangesetzte Sprache Alt Fry Rätiens. Es war klar, daß zwischen den Worten Ludwigs des Deutschen, der in der Sprache Frankreichs schwört: «... in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre ...» und der Sprache der romanischen Bündner, in die Planta diese Worte übersetzt: «In quant Dieu savair et podair m' duna, schi salvaro eu quist mieu fraer ...» eine enge Verwandtschaft bestand. In den Tälern Graubündens sprach man also noch die Sprache, die vor tausend Jahren am Hofe Karls des Großen gehört wurde. Damit war auch das Rätoromanische gewissermaßen geadelt durch Alter und Ansehen, und die Zeit war nicht mehr ferne, da die Sprachforscher anfingen, es intensiv zu studieren und das Studium lehrreich und interessant zu finden.

Aber auch von der eigenen Landesregierung wurde die Sprache der Engadiner und Oberländer fortan nicht mehr so stiefmütterlich behandelt. In der «Landes Reforma» vom Jahre 1794 wurde sie ausdrücklich zur Gleichberechtigung mit den Landessprachen erhoben und bestimmt, daß «die Bundesschreiber den italienischen und zweyerley romanischen Gemeinden die Abscheide (Protokolle) in ihre Sprache übersetzt und gedruckt in ungekünstelten, deutlichen Ausdrücken mit Ausweichung aller fremden Wörter» zusenden sollen. Den Untertanen im Veltlin gegenüber kannte man keine solchen Rücksichten, ihnen sandte der «Fürst» (so ließen sich die Bündner von den Veltlinern anreden) seine Wünsche, die zugleich Befehle waren, jetzt stets in deutscher Sprache. Früher hatte man ihnen nur italienisch geschrieben.

Auf kurze Zeit wurde unter dem Drucke der französischen Bajonette, die den neuen Geist auch in die Hochtäler des Rheins und Inns bringen wollten, das Romanische so gut es anging — wenigstens im amtlichen Verkehr — durch das Französische ersetzt, und wenn das Können dem Wollen und Müssen nicht entsprach, zierte man wenigstens den Kopf der Briefe und Erlaße mit den stolzen Wörtern Liberté, Egalité, Fraternité und ersetzte das Wörtchen Signur auf der Adresse durch das zeitgemäße Citoyen.

Fortan aber hat kein äußerer Feind mehr die Herrschaft der romanischen Sprache bedroht. Dafür begannen im 19. Jahrhundert andere Mächte mit ihrem zersetzenden Werke. Dem Bau der Straßen und Eisenbahnen folgte der Fremdenstrom, und damit hat der Germanisierungsprozeß gleich scharf eingesetzt, und das Deutschtum gewann Jahr für Jahr an Boden, so sehr, daß in einzelnen Dörfern des Oberengadins der Unterricht in den ersten Schuljahren nicht mehr wie üblich ausschließlich in romanischer Sprache erteilt werden konnte. Die Dienstboten und Angestellten in den Hotels waren zum größten Teil deutscher Herkunft, und auch die seßhaften deutschredenden Handwerker und Kaufleute nahmen an Zahl stetig zu. Früher, noch vor hundert Jahren, suchten die Engadiner diese fernzuhalten, indem sie in die Gemeindestatuten einen Paragraphen aufnahmen, wonach jeder Bürger, der auch nur den Antrag stellte, man solle einen Nichtbürger ins Gemeindebürgerrecht aufnehmen, sein eigenes Bürgerrecht und die Hälfte seines Vermögens verlor.

Heute denkt natürlich niemand mehr daran, solche Palliativmittel zum Schutze der romanischen Sprache anzuwenden, und es ist ja auch gar nicht nötig. Nicht nur die in romanischen Gegenden sich nieder-

lassenden, sondern auch die auswärts wohnenden Deutschschweizer zeigen daran Interesse, und während man in manchen Ländern heute noch einen erbitterten Kampf um die Sprachen führt, besteht bei uns der Sprachenkampf im Wetteifer, nicht nur die eigene zu pflegen und zu schätzen, sondern auch die der Anderssprechenden zu ehren, indem man sie selber lernt.

Dezembertag

In müden Wellen fließt das Jahr dahin.
Ich sitz an seinem Ufer noch und träume
die Wünsche in das murmelnde Gerinn:

Den Rest der Wünsche eines Jahres! . . . Räume
mein ganzes Wunschherz aus und fürchte nicht
die Leere, welche bleibt. Denn auch die Bäume

stehn leergewünscht und wollen nur noch Licht.
Sie treiben ihre Säfte ins Vertrauen
der Erde nieder und sind still und schlicht.

Der arme Rest des Laubes liegt in grauen
modernden Haufen ringsum ausgestreut.
Und durch die dumpfen Äste sehn die blauen

Vorwinterhimmel, fast, als wäre heut
ein Fest zu feiern: Eines Jahres Sinn
zu schließen . . . Wissen, daß er sich erneut.

HANS MOHLER

TURO PEDRETTI: MUTTER UND KIND